



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Römerstaat : 3. Vom Stadtstaat zum Weltreich : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auslandsgeschäft neu zu beleben. Tatsächlich ist man sich in sozialdemokratischen Kreisen darüber klar genug; die Weisheit, die ihre heutigen Führer den Arbeitern über die Flottenfrage aufbinden, stellt sich so deutlich als geflüchtete Unwahrheit und Entstellung dar, daß darüber jedes Wort überflüssig ist. Wenn die Herren Brentano, Sombart, Schulze-Gävernitz usw. ihren Patriotismus und ihre Arbeiterfreundlichkeit ebenso wie ihren wissenschaftlichen Blick und ihre Unbefangenheit wirksam bethätigen wollen, die Gelegenheit ist ihnen dazu jetzt wie selten gegeben. Freilich mit der Mehrzahl der sozialdemokratischen Machthaber werden sie es dann verderben müssen.

Wie sich die Zentrumsmitglieder und ihre Wähler zur neuen Flottenfrage im entscheidenden Augenblick verhalten werden, wer möchte darüber etwas voraussagen? Da kann man nur hoffen, daß der treffliche patriotische Fonds, den die Partei unstreitig birgt, endlich einmal die Parteidisziplin, wenn sie in unpatriotischer Richtung drängt, überwindet. Sachliche Gründe gegen die Forderung des Kaisers und der verbündeten Regierungen fehlen hier absolut. Je mehr die ultramontane Presse über die Flottenfrage schreibt, umso mehr wird das klar. Warum sie eigentlich noch schreiben? Sie habens doch gar nicht nötig, die Herren von der herrschenden Partei!

Wir müssen eben aufhören, die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen. Verstünden wir das nur halb so, wie man es in England und Frankreich versteht, so würde über die neue Flottenfrage überhaupt wenig oder nichts geschrieben und gesprochen werden, denn es ist in der That, wenn man die Parteibrille abthut, von Anfang bis zu Ende die schlichteste Selbstverständlichkeit: „Dringend not thut uns eine starke deutsche Flotte!“ ß



Der Römerstaat

3. Vom Stadtstaat zum Weltreich

(Fortsetzung)



annibal zwang also die Römer, in überseeischen Gebieten festen Fuß zu fassen, zunächst in Spanien und Afrika. Die Befestigung der Südküste Galliens, die Italien mit Spanien zu Lande verbindet, verstand sich von selbst. Zugleich aber sahen sie sich auch genötigt, im Osten einzugreifen; zumal da Hannibal ein Bündnis Karthagos mit Mazedonien, dann aber, vom Hofe des syrischen Königs aus, eine große Koalition der Mächte des Ostens gegen die Römer zu stande brachte.

Wie unlustig diese in den zweiten mazedonischen Krieg zogen, erfährt man aus Livius XXXI, 6 und 7. Den Antrag des Senats auf Kriegserklärung wiesen in der ersten Gemeindeversammlung fast alle Zenturien zurück: das Volk habe, durch einen so langen und schweren Krieg erschöpft, die Mühseligkeiten und Gefahren des Krieges herzlich satt gehabt, und der Volkstribun Bābius, „die alte Praxis der Verleumdung der Väter wieder aufnehmend,“ diese beschuldigt, daß sie jeden Krieg dazu benutzten, die Saat eines neuen Kriegs auszustreuen, damit nur ja das Volk niemals zum ruhigen Genuße des Friedens gelange. Die Senatoren waren darüber natürlich entrüstet, rissen in der nächsten Senatsitzung den Tribun gehörig herunter und sagten dem Konsul P. Sulpicius, dem der mazedonische Krieg zugefallen war, er müsse in den neuerdings einzuberufenden Komitien den Leuten die Köpfe gehörig zurechtrücken. Dieser setzte dem Volke die Lage der Dinge ganz wahrheitsgemäß folgendermaßen aus einander: „Ihr scheint mir, Quiriten, gar nicht zu wissen, worüber ihr befragt worden seid. Nicht die Frage ist euch vorgelegt worden, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollt, denn diese Wahl läßt euch Philipp nicht, der sich zu Land und zu Wasser für einen gewaltigen Krieg gerüstet hat, sondern die Frage, ob ihr die Legionen nach Mazedonien hinüberschaffen oder den Feind in Italien haben wollt. Was das für einen Unterschied ausmacht, habt ihr doch wohl im jüngst beendigten punischen Kriege zur Genüge erfahren. Denn das ist doch nicht zu bezweifeln, daß, wenn wir den Saguntinern ebenso rechtzeitig zu Hilfe gekommen wären wie vordem den Mamerтинern auf Sizilien, wir den Krieg nach Spanien abgelenkt hätten, dessen ganze Last wir dann unter furchtbaren Niederlagen in Italien zu tragen gehabt haben. So sind wir denn diesem selben Philipp, als er laut seinem Vertrag mit Hannibal zum erstenmale nach Italien übersetzen wollte, klugerweise zuvor gekommen und haben ihn in Mazedonien festgehalten. Und was wir damals gethan haben, als Hannibal noch in Italien stand, das sollten wir jetzt, nachdem Hannibal vertrieben und Karthago besiegt ist, zu thun zögern? Wollen wir erst warten, bis Philipp Athen eingenommen hat? Hannibal hat nach der Einnahme von Sagunt noch fünf Monate gebraucht, um nach Italien zu gelangen, Philipp braucht von Korinth aus zu Schiffe keine ganzen fünf Tage.“ Sie sollten, fügt er noch hinzu, den Philipp nicht mit Hannibal und die Mazedonier nicht mit den Karthagern vergleichen; Mazedonien sei eine kriegstüchtige Landmacht; an Pyrrhus müßten sie denken; was habe der den Römern zu schaffen gemacht, obwohl doch Epirus nur ein Anhängsel des mazedonischen Reichs sei.

Die übrigen zwingenden Gründe: die Notwendigkeit, sich die Handelsstraßen nach dem Osten offen zu halten, die Ehrenpflicht, Attalus von Pergamon, den treuen Bundesgenossen aus dem ersten mazedonischen Kriege, zu schützen, hebt Mommsen hervor, der außerdem glaubhaft macht, daß es den

gebildeten Römern, die vor der griechischen Kultur die aufrichtigste Hochachtung empfanden, auch mit dem Schutze der Griechen vollkommen Ernst gewesen sei. Das haben sie ja dann auch bewiesen, indem Flamininus die Griechen für frei erklärte, und indem sie mit unsäglicher Geduld die tausend Unannehmlichkeiten ertrugen, die ihnen diese heruntergekommenen Sprößlinge der Marathonieger bereiteten. Wie wenig sie daran dachten, ostwärts von Italien Gebiete zu erwerben, beweist ihr Verhalten gegen Mazedonien auf das schlagendste. Sie haben nach dem zweiten Kriege mit Philipp dessen Reich unvermindert bestehen lassen, und als ihnen, nach der Bestiegung des Perseus, die Klugheit gebot, es aufzulösen, doch den vier Teilen soviel Selbständigkeit gelassen, wie nur immer möglich war. Nach Asien überzusetzen haben sie sich lange gesträubt, obwohl ihre von Antiochus bedrohten Schützlinge im Osten sie unaufhörlich mit Klagen belästigten. Mommsen hat also vollkommen Recht, die falsche Auffassung zurückzuweisen, als ob die Römer, nachdem sie sich zu Herren der westlichen Hälfte der Mittelmeerländer gemacht hatten, nun planmäßig an die Eroberung des Ostens gegangen wären. Sie haben vielmehr keinen Schritt vorwärts gethan, zu dem sie nicht gezwungen gewesen wären. Fast wider Willen sahen sie sich in die Rolle von Schiedsrichtern versetzt, bei denen alle Völker und Könige der zivilisierten Welt ihre Streitigkeiten anhängig machten. Eroberungslust, schreibt Mommsen, „haben die Römer in dieser Epoche so wenig bewiesen, daß sie vielmehr eine sehr verständige Eroberungsfurcht zeigen. Überall ist die römische Politik nicht die eines einzigen gewaltigen Kopfes oder eines in einer Familie sich forterbenden Dynastentreibens, sondern die Politik einer sehr tüchtigen, aber etwas beschränkten Ratsherrenversammlung, die um Pläne in Cäsars und Napoleons Sinn zu entwerfen der großartigen Kombination viel zu wenig und des richtigen Instinkts für das Wohl des Volkes viel zu viel gehabt hat. Die römische Weltherrschaft beruht in ihrem letzten Grunde auf der staatlichen Entwicklung des Altertums überhaupt. Die alte Welt kannte das Gleichgewicht der Nationen nicht [das heute nach kurzem Bestande schon wieder in die Brüche gehn zu wollen scheint], und deshalb war jede Nation, die sich im Innern geeinigt hatte, ihre Nachbarn entweder geradezu zu unterwerfen bestrebt, wie die hellenischen Staaten, oder doch unschädlich zu machen, wie Rom, was denn freilich schließlich auch auf die Unterwerfung hinauslief.“

So war ohne Zweifel die Masse des römischen Volks und die überwiegende Mehrheit des Senats gesinnt, aber beide hätten blind oder stumpfsinnig sein müssen, wenn sie nicht vom Ende des zweiten punischen Kriegs an die erhabne Stellung inne geworden wären, die ihnen die Vorsehung anwies, und Männern wie dem ältern Scipio mag schon damals der Beruf Roms zur Weltherrschaft klar geworden sein. Es ist daher wahrscheinlich historisch, wenn Livius diesen Gewaltigen am Abend vor der Schlacht bei

Zama zu seinen Soldaten sprechen läßt: vor Einbruch der morgigen Nacht würden sie wissen, ob Rom oder Karthago den Völkern Gesetze (jura) zu geben habe. Den verwirklichten Plan der Vorsehung für den bewußten Plan des Werkzeugs zu halten, liegt so nahe und erscheint so natürlich, daß auch Polybius dieser oft vorkommenden Täuschung unterlegen ist. Aber das Große an dem, was thatsächlich geschah, hat er vollkommen richtig aufgefaßt, und eben dieses Große hat ihm die Feder in die Hand gedrückt. Bis zum zweiten punischen Kriege, schreibt er, seien die Ereignisse sporadisch verlaufen; die Ziele und Absichten der Handelnden seien über einen örtlich begrenzten Schauplatz nicht hinausgegangen und hätten mit dem, was anderwärts geschah, in keinem Zusammenhange gestanden. Von da an aber sei die Geschichte einem Menschenleibe ähnlich, ein Ganzes geworden, indem sich die italischen und libyschen Geschehnisse mit den hellenischen und asiatischen verflochten, und alle einem Ziele zugestrebte hätten. Der Begriff der Weltgeschichte also, den die Propheten der Juden schon früher gekannt hatten, ist damals den hervorragenden Geistern der griechisch-römischen Welt aufgegangen.

Neuere Ethnographen sind geneigt, es für eine Verirrung anzusehen, wenn man die Geschichte unsers Kulturkreises als Weltgeschichte bezeichnet. Gewiß haben auch die Negerstaaten ihre Geschichte, aber ist das eine Geschichte, die wir, wenn sie geschrieben wäre, studieren möchten, weil sie unser geistiges und Gemütsleben bereichert? Mensch im vollen Sinne des Worts ist doch nur der Kulturmensch, und dieser findet sich nur innerhalb unsers Kulturkreises. Die Zivilisationen der Naturvölker und der Barbaren mögen höchst interessant sein, es mag lehrreich und nützlich sein, sie als Vorstufen oder Entartungen unsrer Zivilisation zu studieren, aber den Schatz unsrer Ideenwelt bereichern sie nicht; wir verdanken ihnen weder Methoden wissenschaftlicher Forschung, noch Anregung zu sittlichen Empfindungen, noch ästhetische Ideale. Ich vermöchte zu schwarzen und gelben Menschen kein wesentlich andres Verhältnis zu gewinnen als zu den Tieren. Ich habe die Tiere, natürlich nicht alle Sorten, sehr gern, interessiere mich für ihre Lebensweise, sehe sie gern spielen, erfreue mich an ihrer Schönheit oder an ihren seltsamen Formen, an der Anmut ihrer Bewegungen, an den Spuren des Seelenlebens in ihren Augen, Stimmen und ihrem Benehmen, und ich würde sie, wenn ich welche hätte, sehr gütig und menschlich behandeln, niemals eins mißhandeln, aber als meinesgleichen würde ich auch den gescheitesten und treuesten Hund nicht ansehen und mir ihn nicht zum Freunde erwählen. Sofern also Welt soviel bedeuten soll wie Menschenwelt, fällt die Grenze dieser Welt mit der Grenze unsers Kulturkreises zusammen. Von den einzigen Indern kann man sagen, daß ihre Geisteserzeugnisse für uns etwas bedeuten, aber sie sind ein ver- sprengtes Glied unsrer Völkerfamilie, und etwas wesentliches würde uns nicht fehlen, wenn wir die heiligen Bücher der Brahmanen und der Buddhisten

nicht kennen. Bunter ist unser Weltbild durch die Kenntnis des Orients, des dunkeln Erdteils und Ozeaniens geworden, aber einen für die höchste Kultur unentbehrlichen Bestandteil haben wir dadurch nicht gewonnen. Politisch kommen die Naturvölker und die Barbaren nur als Material oder als Störer in Betracht, nicht als Teilnehmer am Aufbau der Staaten unsers Kulturkreises. Mag also jetzt auch der Schauplatz der Weltgeschichte über die ganze Erdoberfläche ausgedehnt sein und allenfalls auch der Luftraum, soweit er Ballons trägt, mit einbezogen werden, gemacht wird diese Geschichte doch nur von den Europäern und von den Amerikanern, deren Kultur ein Ableger und zugleich ein Zerrbild der europäischen Kultur ist. Unser Kulturkreis hat sich nach der Auflösung des römischen Reichs zuerst von Südosten nach Nordwesten verschoben und dann über die Neue Welt ausgedehnt, aber Träger der Weltgeschichte im engern, im vollen, im würdigsten Sinne des Worts ist er geblieben. Deshalb also, weil das Gebiet der Römerherrschaft geographisch ziemlich eng begrenzt war, dürfen wir ihr den Namen Welt Herrschaft nicht versagen; der antike orbis terrarum enthielt alle wesentlichen Elemente der Kultur, aus der die unsre erwachsen ist, und Polybius hat mit Recht die Völkergeschichte vom zweiten punischen Kriege an als Weltgeschichte charakterisiert.

Im römischen Staatswesen mußte nun freilich die Erweiterung zum Weltreich durchgreifende Veränderungen hervorbringen. In der ältern Zeit war für die Entfaltung von Individualitäten in Rom kein Raum. Nach Mommsen zeigt nur Appianus Claudius — der Blinde — eignes Gepräge. Eben seiner vorzeitigen Weisheit wegen schienen ihn die Götter geblendet zu haben. „Es ist nicht nötig und nicht wünschenswert, daß ein Bürger die andern verdunkle; weder durch reicheres Silbergerät als das einzige Salzfaß ist, das auf dem Tische jedes guten Bürgerhauses sich findet, noch durch künstlichen Erzbeschlag der Hausthür, noch durch ungemaine Weisheit und Trefflichkeit. Sene Ausschreitungen straft der Zensor, und für diese ist kein Raum in der Verfassung. Diese Zeit gehört nicht dem Einzelnen an; die Bürger müssen sich alle gleichen, damit jeder einem König gleich sei.“ Und Chamberlain schreibt a. a. D. S. 129: „In der allgemeinen Einleitung zu diesem Buche sprach ich von anonymen Kräften, die das Leben der Völker gestalten; davon haben wir in Rom ein leuchtendes Beispiel. Ich glaube, man könnte ohne zu übertreiben sagen, Roms ganze wahre Größe war eine solche anonyme Volksgröße. Schlug bei den Athenern der Geist in die Krone, so schlug er hier in Stamm und Wurzeln; Rom war das wurzelhafteste aller Völker. . . . Der beste Staatsmann für Rom war derjenige, der sich nicht eine Haaresbreite von dem entfernte, was die Allgemeinheit wollte, ein Mann, der es verstand, einmal hier, einmal dort das Sicherheitsventil zu öffnen, den anwachsenden Kräften durch verlängerte Kolben, durch die Einrichtung entsprechender Zentrifugalkugeln und Drossel-

klappen zu begegnen, bis sich die Staatsmaschine gewissermaßen automatisch erweitert und administrativ ergänzt hat, kurz, ein zuverlässiger Maschinist. Sobald einer über dieses Maß hinaus wollte, wurde er, notgedrungen, Verbrecher am Gemeinwesen. . . . Selbst der Feldherr brauchte in Rom nur die Tugenden, die seine ganze Armee besaß, frei gewähren zu lassen — Geduld, Ausdauer, Selbstlosigkeit, Todesverachtung, den praktischen Sinn, vor allem das hohe Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor dem Staat —, und er war des Sieges sicher, wenn nicht heute, dann morgen. Ebenso wie die Truppen aus Bürgern bestanden, waren ihre Befehlshaber Magistrate, die nur vorübergehend das Amt eines Administrators oder eines Gesetzberaters und Rechtssprechers mit dem eines Feldherrn vertauschten; im allgemeinen machte es auch wenig Unterschied, wenn im regelmäßigen Wechsel der Ämter der eine Beamte den andern im Kommando ablöste; der Begriff »Soldat« kam erst in der Zeit des Verfalls auf. Nicht als Abenteurer, als die seßhaftesten aller Bürger und Bauern haben die Römer die Welt erobert.“

Im kleinen hat man eine solche anonyme Staatsleitung anderthalbtausend Jahre später noch einmal bewundern können: an der Republik Florenz in ihrem Widerstande gegen den Luxemburger. Da uns die Schreiben des Rats erhalten sind, können wir Tag für Tag verfolgen, wie diese Behörde unermüdlich und in der zweckmäßigsten Weise rüstet, die Truppen verteilt, Bünde stiftet, die schwankenden Bundesgenossen fest macht, die Lässigen anfeuert, den Papst, die Könige von Frankreich und Sizilien bearbeitet, mit Bestechungsgeldern nicht sparsam ist, ungünstige Ereignisse zum besten zu lenken versteht, kompromittierende Briefe durch kluge Deutung unschädlich macht und in dem Entschlusse, Gut und Blut und das Leben für das große Befreiungswerk einzusetzen, keinen Augenblick wankend wird. Verfasser dieser Schreiben waren die Prioren — die Redaktion hatte ein Notar zu besorgen —, und deren Namen werden nicht genannt. Wozu auch! Wechseln sie doch alle zwei Monate, und kein einzelner Prior darf für sich das Verdienst des Inspirators oder Verfassers in Anspruch nehmen, denn der eigentliche Verfasser ist „das Comune,“ diese Menge anonymer Wechsler, Tuchfabrikanten, Goldschmiede, Fleischer, Schuster und sonstiger Bürger, deren keiner daran denkt, seinen Anteil an dem Werke zu beurkunden und der Nachwelt zu überliefern. In Florenz nun ist dieser einmütige Volksgeist nur kurze Zeit thätig gewesen, und seine politischen Erfolge sind sehr bescheiden ausgefallen. In Rom vermochte er achtzehn Jahre lang einem Hannibal Widerstand zu leisten und während des Verteidigungskrieges außeritalische Eroberungen zu machen. Aber zugleich entfesselte doch der gewaltige Sturm des hannibalischen Krieges alles, was an Individualanlagen in den römischen Männern schlummerte, und sprengte die alte Verfassung und Sitte.

Man sah sich zu weitausschauenden Unternehmungen gezwungen, die gleichmäßig durchgeführt werden mußten und durch den jährlichen Wechsel der Be-

fehlsaher nicht gestört werden durften. Während man früher nichts gebraucht hatte, als eine sehr einfache, durch die jedesmalige Lage vorgeschriebne Taktik, sah man sich jetzt nicht allein durch die Größe des Kriegsschauplatzes zur Strategie genötigt, sondern auch einem der größten Strategen aller Zeiten gegenüber, der seine nicht ungelehrigen Gegner zu Strategen erzog, nachdem schon Pyrrhus einen Vorbereitungsunterricht erteilt hatte. Die Zeit der Bürgergenerale, wie sie Mommsen nennt, war vorüber, das Militärwesen wurde Gegenstand eines Fachstudiums, und man konnte anfangen, von einem Offiziersstande zu sprechen, obwohl die Offiziere vor der Kaiserzeit niemals aufgehört haben, Bürger und Staatsmänner zu sein; den reinen Soldatentypus kennt man noch nicht. Aber militärische Genies treten hervor, wie das des Claudius Nero, der durch seinen kühnen Zug dem Kollegen den Sieg über Hasdrubal sichert und dessen Vereinigung mit Hannibal verhütet, vor allem aber das des ältern Scipio, dessen glänzende Charakterschilderung in Mommsens Werke zu bekannt ist, als daß es nötig wäre, über diesen Götterliebhaber hier etwas zu sagen. Nur an das eine mag erinnert werden, daß, als die Spanier ihren hochherzigen Besieger begeistert als König ausriefen, Scipio ihnen sagte, einen höhern Titel gebe es für ihn nicht, als den des Imperators, mit dem ihn seine Soldaten begrüßten. Der Königstitel möge anderwärts hochangesehen sein, römischen Ohren klinge er unerträglich. Königlichen Sinn fühle er in seinem Innern; wenn sie den als das höchste im Menschengenisse schätzten, möchten sie dieses ihr Urteil für sich behalten, den Namen aber ihm nicht beilegen. Es bedurfte des königlichen Namens nicht, den altmodischen Römern bange zu machen, die Thatfachen sprachen deutlich genug und kündigten eine neue Zeit, einen Umsturz der Stadtverfassung an. Quintus Fabius Maximus protestierte gegen den Plan Scipios, nach Afrika überzusetzen, während Hannibal noch in Italien stand; er fand, daß Scipio verfassungswidrig und „nach Königsart“ die Legionen aus Italien fortschleppe, wohin immer ihn sein Hochmut treibe. Auch an den Freiwilligen, die Scipio zuströmten, konnte man merken, wie die Person des Feldherrn anfang, in den Mittelpunkt der Ereignisse zu treten. Daß nun aber von allen den großen Feldherren, die ein paar hundert Meilen entfernt von Rom jahrelang souverän schalteten, in Ländern, wo der Sklavensinn der Bewohner zur Unterwerfung nicht minder bereit war, wie Scipio gegenüber die freie Liebe der tapfern Spanier, daß von allen diesen Gewaltherren nur der eine Sertorius ein eignes Reich zu gründen versucht hat, daraus erfieht man, welche Gewalt das römische Gemeinwesen sogar in dieser Zeit der Emanzipation der Individualgeister über seine Gewaltigsten noch ausübte. Dem Antonius hat kurz vor seinem schmachvollen Ende Weiberliebe den Gedanken nahegelegt, sich in Ägypten ein eignes Reich zu gründen. Aber freilich, wenn alle Völker und Könige unausgesetzt den Blick auf Rom geheftet hielten, von wo sie Gesetze und Schutz erbaten, wie hätten sich da

Mitglieder dieses Kollektivkönigtums versucht fühlen sollen, von solcher Höhe herabzusteigen, in der Reihe der Bettelköniglein Platz zu nehmen und sich von der Wurzel ihrer Kraft loszumachen!

Die zweite große Änderung bestand darin, daß sich Rom endlich dazu entschloß, die Vasallenstaaten als Provinzen seinem Reiche einzufügen, nachdem sich der Versuch, mit einer bloßen Schutzherrschaft durchzukommen, den unterworfenen Staaten die halbe oder ganze Freiheit zu lassen, als unausführbar gezeigt hatte, wie Mommsen überzeugend darlegt. Gleichzeitig trat eine dritte Änderung ein, die schon erwähnt worden ist; eine Änderung, die schon mit der Ausdehnung der Herrschaft über Italien gegeben war, deren Folgen aber durch die außeritalischen Eroberungen bedeutend erschwert wurden. Die römischen Bürger lebten über ganz Italien zerstreut, ihr Bürgerrecht aber konnten sie durch Teilnahme an den Komitien nur in Rom ausüben. Da nun die meisten kaum einmal im Jahre, geschweige denn zu jeder Volksversammlung nach Rom zu reisen in der Lage waren, so stellten die Komitien nur einen Teil der Bürgerschaft dar, einen Teil, der je länger je mehr der kleinere und mit zunehmendem Reichtum des Staats der schlechtere wurde; denn seitdem die Beute der Provinzen nach Rom floß, verwandelte sich der größte Teil der dortigen Bürgerschaft in einen Pöbel, der teils von den Reichen, teils auf Staatskosten genährt und amüsiert wurde. Als vollends nach Beendigung des Bundesgenossenkrieges so viele Italiker des Bürgerrechts teilhaft wurden, sanken die Komitien zur Pöffe herab; wirkliche Bedeutung hatten sie nur noch insofern, als sie die Vornehmen, die genötigt waren, bei diesem Pöbel um Ämter zu kandidieren, entpflichteten, und als sie ehrgeizigen Generalen das Mittel darboten, die erstrebte und vorübergehend erlangte Gewaltherrschaft durch Abstimmungen des bestochnen oder vergewaltigten Pöbels zu legitimieren. Dazu kam, daß seit Marius Bürgerrecht und Kriegsdienst nicht mehr zusammenfielen, und die Soldaten gegen die Bürger, was immer man unter diesem Worte verstehn mochte, gebraucht werden konnten; endlich die Verschiedenheit der Rechte der freien Bewohner Italiens, die ja zur Befestigung der Herrschaft Roms über das Land die vortrefflichsten Dienste geleistet hatte, die aber doch an sich widersinnig war und sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten ließ.

Kurzum: die Unmöglichkeit, das politische Leben eines Großstaats in den Rahmen einer Stadtverfassung zu zwingen, trat jetzt deutlich hervor, dem Senat entglitten die Zügel der Regierungsgewalt, und die großen Generale und Statthalter hatten gar keine andre Wahl: sie mußten die Selbständigkeit, die ihnen durch ihre Amtsverwaltung von selbst zufiel, gegen Widerspruch behaupten oder abdanken und damit das Reich der Anarchie preisgeben. Die Entscheidung für das erste stellte sie vor weitere Alternativen: sie konnten z. B. das Reich unter einander teilen oder um die Alleinherrschaft kämpfen.

Über allen Unthaten Sulla's wird man doch die echt römische Größe der Gesinnung niemals vergessen dürfen, die ihn bestimmte, die erkämpfte Alleinherrschaft nur zu einer Neuordnung der Republik zu benutzen und sich dann ins Privatleben zurückzuziehen. Daß die Republik, gar die Republik als weltbeherrschende Stadtgemeinde, in irgend einer Form noch lebensfähig sein könne, war freilich eine konservative Täuschung, die sich in den ebenfalls aristokratisch gesinnten aber weniger großen Politikern nach Sulla, einem Cicero, einem Cato als Donquixoterie darstellte. Und da bei den nun folgenden Versuchen einer Verteilung der Herrschergewalt unter die Generale doch der Gedanke der Reichseinheit zu mächtig war, als daß jeder von ihnen sich mit einem Stück hätte begnügen und die Teilung der Macht als Zerreißung des Reichs hätte verstehen mögen, eine von mehreren gleichberechtigten Männern gemeinschaftlich geführte Reichsregierung aber ein Unding ist, so konnten beide Versuche nicht anders endigen als mit der Monarchie. Man mußte um Entschuldigung bitten für die Aussprache einer so selbstverständlichen und trivialen Wahrheit, wenn es nicht gescheite und gelehrte Männer gäbe, die sie noch bestritten. Wenigstens scheint dies Chamberlain zu thun. Nachdem er in Übereinstimmung mit Mommsen dargelegt hat, daß das römische Reich nicht mit Frevelmut zusammenerobert, sondern mit Notwendigkeit aus dem Zusammenwirken der „anonymen“ Volkskraft mit den politischen Verhältnissen erwachsen sei, fährt er fort: „Es kam in Rom eine Zeit, wo die sich vornehm dünkenden Leute mit Kriegswesen und Politik sich nicht bloß, wo es not that, abgaben, sondern sie als Lebensbeschäftigung erwählten. Wie bei uns, bis vor kurzem, ein »hochgeborner Mensch« nur Offizier, Diplomat oder Verwaltungsbeamter werden durfte, so gab es auch für die obern Zehntausend im spätern Rom nur drei Berufe, durch die sie ihrer Stellung nichts vergaben: die *res militaris*, die *juris scientia* und die *eloquentia*.*) Und da die Welt noch jung und die Wissenschaften übersehbar waren, konnte ein tüchtiger Mann leicht alle drei beherrschen; hatte er dazu noch recht viel Geld, dann war er ein fertiger Politiker. Man lese nur immer wieder die Briefe Ciceros, wenn man durch die naiven Geständnisse eines in den Ideen seiner Zeit befangnen, nicht viel weiter als seine Nase hinausschauenden Mannes lernen will, wie das große Rom und seine Geschichte der Spielball eitler Müßiggänger wurden, und mit wie großem Recht man behaupten kann, daß seine Politiker Rom nicht gemacht, sondern vielmehr es zu Grunde gerichtet haben. Es hat überhaupt mit der Politik — auch außerhalb Roms — sein eignes Bewenden. Von Alexander an bis Napoleon: schwer wäre es, die Macht der frevelhaften Willkür in den

*) Es galt aber auch nicht für weniger anständig, als Privatmann bloß der Verwaltung seiner Güter und seines Hauswesens zu leben; nur hielten das die meisten für unpatriotisch; einen Broterwerb brauchte der vornehme Römer überhaupt nicht.

rein politischen Helden zu hoch zu schätzen!“ Es gelte von ihnen allen, was Gibbon von den Königen sagt, daß ihre Macht am wirksamsten in der Zerstörung sei. Nicht anders könne man über Cäsar urteilen. Das erstaunliche im vorcäsarischen Rom sei nicht, daß es so viele und so schwere innere Kämpfe durchgemacht, sondern daß die römische Verfassung sie alle überstanden habe. Die Krisis, in der Cäsar geboren wurde, erscheine vielleicht nur darum schlimmer als die frühern, weil sie uns der Zeit nach näher stehn und wir ausführlichere Berichte darüber hätten. Weder Marius noch Sulla hätten dieser wunderbaren Verfassung tödliche Wunden geschlagen. „Selbst das allerbedenklichste, die Befreiung vieler Tausende von Sklaven und die Verleihung der Bürgerwürde an viele Tausende von Freigelassenen (und zwar aus politischen, unmoralischen Gründen) hätte Rom in kurzer Zeit überwunden. Rom besaß die Lebenskraft, das Sklavenblut zu adeln, das heißt, ihm den bestimmten römischen Charakter mitzuteilen[!]. Einzig eine ganz gewaltige Persönlichkeit, einer jener abnormen Willenshelden, wie die Welt sie in einem Jahrtausend kaum einmal hervorbringt, vermöchte es, einen solchen Staat zu Grunde zu richten.“ Cäsar sei dieser Mann gewesen. Man sage, er habe Rom gerettet; im besten Falle habe er es so gerettet wie Virginius seine Tochter.

Eine merkwürdige Verwechslung von Ursachen und Wirkungen bei einem mit dem Wissen des Jahrhunderts ausgerüsteten geistreichen Manne! Die Theorie stellt sich in der Politik, wie in allen übrigen Dingen, immer erst ein, wenn die Thatfachen zum systematischen Nachdenken zwingen. Solange gesunder Instinkt und Routine ausreichen, tistelt man keine Theorien aus. Verwickeln sich aber die Dinge, und stehn die Leute, die handeln sollen, ratlos da, so bleibt ihnen nichts übrig, als der Versuch, durch systematische Untersuchungen zu einer Entscheidung zu gelangen. Und da diese Verwicklungen regelmäßig erst eintreten, wenn die Völker eine hohe Stufe materieller Wohlfahrt erklommen haben, da auf dieser Stufe eine starke Differenzierung der Stände und Vermögen eingetreten ist, da es nun nicht mehr die schlichten Bauern sind, die für gewöhnlich zwar Pflug, Grabscheit und Sichel handhaben, in ihren Mußestunden aber die Staatsgeschäfte und in den Ferien nach der Ernte oder zwischen Aussaat und Ernte den Krieg besorgen, so giebt es eben Männer, die Zeit haben, sich ausschließlich auf die Politik und das Kriegshandwerk zu verlegen und auch die Theorie beider auszuklügeln. Und ohne solche Theorie ist nicht mehr durchzukommen, denn die Unübersehbarkeit und Verwicklung der Geschäfte macht fachmännisches Wissen notwendig. Gewiß bringen die Politiker gleich andern Theoretikern sehr oft das ohnehin Verwirrte noch mehr in Verwirrung, aber erzeugt haben sie die Verwirrung keineswegs, sondern die Verwirrung hat sie erzeugt und unentbehrlich gemacht. Es ist eine wohlfeile Weisheit, die bald, von der Regierungsseite kommend, die

Parteiführer, bald, von der Volksseite her,*) die Geheimräte oder die Professoren totzuschlagen empfiehlt; wären die alten Parteiführer und Geheimräte beseitigt, so müßte man neue machen, denn es geht ohne keine der beiden Sorten von Politikern.

Wie kann ein historisch durchgebildeter Mann den wunderlichen Satz schreiben, die Krisis, die sich in den Bürgerkriegen ausgetobt hat, erscheine uns vielleicht bloß schlimmer als die frühern Krisen! Es handelt sich ja gar nicht um schlimmer oder weniger schlimm, sondern vielmehr darum, daß diese Krisis etwas ganz andres war. In den alten Parteikämpfen war um die Rechte jedes Standes innerhalb einer der Natur des Volkes durchaus angemessenen weil aus ihr erwachsenen Verfassung gestritten worden. Jetzt war der Name des römischen Volkes, angewandt auf den formell zu den wichtigsten Entscheidungen berechtigten Stadtpöbel, eine Lüge, waren die Komitien ein Possenspiel, war es ein Ding der Unmöglichkeit, das Weltreich in die enge Tasche der römischen Stadtverfassung zurückzuzwängen. Das ungeheure Reich bestand also thatsächlich ohne Verfassung; es gab keine Verfassung, die Cäsar hätte totschlagen können, sondern nur tote Formen, die beseitigt werden mußten, wenn das Reich weiter leben sollte, und zu diesem Geschäft war zunächst ein Diktator nötig. Gründlichere Kenner der römischen Geschichte mögen entscheiden, ob Cäsar ganz so hoch zu stellen sei, wie ihn Mommsen stellt; als Verräter der Freiheit des Vaterlandes, wie ihn auch Rodbertus charakterisiert, vermag ich ihn nicht zu bezeichnen. Daß zu einem Cäsar ein eigentümliches Gemisch guter und schlechter Eigenschaften gehört, mag wahr sein; „keine selbstlose Tugend geht über den Rubikon oder vollführt einen achtzehnten Brumaire,“ schreibt Rodbertus. Es fragt sich nur, ob selbstlose Tugend überhaupt auf hervorragende politische Stellen gehört, und wie weit man damit im römischen Senat der vorcäsarischen, ja der vorscipionischen Zeit oder in England der Elisabeth, des Protektors, der Pitt und Beaconsfield gekommen sein würde. Die Volksfreiheit, deren Verrat ein Verbrechen gewesen wäre, war weder zu Cäsars Zeit noch am achtzehnten Brumaire vorhanden, und damit ist das moralische Urteil über diese beiden Staatsstrieche in dem für beide Cäsaren günstigen Sinne entschieden.

(Fortsetzung folgt)

*) Bismarck hat sich bekanntlich nach seiner Entlassung auf die Volksseite gestellt, das heißt auf die Seite des kleinen Bruchteils des Volkes, den er die produktiven Stände nannte.

